

Ein vaterländischer Nachmittag : das neue Bundesarchiv und das Bundesfeierspiel

Autor(en): **Eschmann, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **45 (1941-1942)**

Heft 1

PDF erstellt am: **26.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-661975>

Nutzungsbedingungen

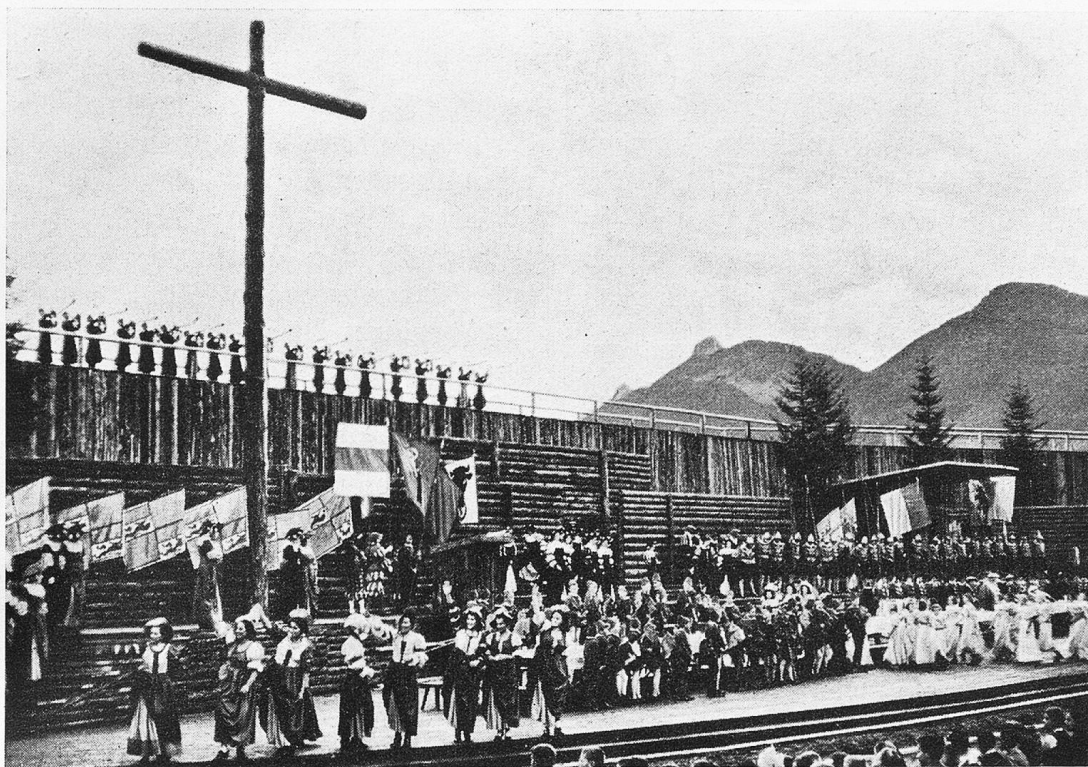
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Bundesfeier-Festspiel in Schwyz

Ein vaterländischer Nachmittag

Das neue Bundesarchiv und das Bundesfeierspiel

Von Ernst Eschmann

Die Urkantone, vorab das Rütli und der Flecken Schwyz, sind bei Anlaß der 650jährigen Eidgenossenschaft die nationalen Wallfahrtsstätten der Schweizer geworden. Zu Tausenden, zu Zehntausenden sind sie herbeigeströmt, und die Jungen nicht minder als die Alten, und um so mehr drängte es sie hin, als wir in der drangvollen Zeit von neuen, gewaltigen Gefahren umwittert sind und nicht wissen, was für ein Ende der unselige Krieg von heute nimmt, ob unsere Grenzen von ihm verschont bleiben oder ob wir ihm auch noch unsern blutigen Tribut entrichten müssen. Um ein großes, unschätzbbares Gut sind wir besorgt, um die Freiheit, die uns die Väter erstritten haben. Als teuerstes Erbe haben wir sie übernommen und hoffen aus tiefstem Herzen, sie unsern Söhnen und Enkeln weiterzugeben. Dabei sind wir uns wohl bewußt, daß nicht alles Gold ist, was glänzt, und daß wir Ursache haben, mit uns ins Gericht zu gehen. Müssen wir der

Landesmutter im eindrucklichen Bundesfeierspiel von Cäsar von Arx nicht schuldbewußt beipflichten, wenn sie uns sagt: „Freie Bürger eines freien Landes — sind wir wohl noch —, doch freie Menschen, das sind wir nicht mehr. Sind wir nicht untertan unsern Bedürfnissen? Sind wir nicht abhängig von unsern Wünschen? Sind wir nicht gekettet an unsern Besitz? — Gesegnet sei drum die Not, die uns not tut, die uns befreit aus der Knechtschaft des Unnötigen — die uns zwingt, uns zu verständigen, — die uns gebietet: Einer für alle, alle für einen! — die uns zurückführt zu den Quellen des Bundes, — die uns verpflichtet, den Kampf noch einmal aufzunehmen für ein Leben in Freiheit und Liebe, noch einmal von vorne anzufangen.“

So hegen wir den Wunsch, die vielen festlichen Reden, die am ersten August gehalten wurden, der mächtige vaterländische Impuls, der von den Feiern ausgegangen und in die Festgemeinden

flutete, der so sehr ans Herz greifende Schlußmoment des Bundesfeierstückes, der Zug der Fackeln um die Bühne wie die aufziehenden Soldaten, die in der Höhe sich postierten, die ganze überwältigende Endwirkung möge jeden Besucher in den Alltag begleiten und es fertig bringen, daß er gestärkt und guten, ja besseren Sinnes heimwärts zieht als wie er gekommen.

Schwyz hat an Samstagen und Sonntagen, immer, wenn abends das Spiel geboten wird, zahlreichen Besuch. Es wimmelt von Volk Straßen auf und ab. Touristen mischen sich unter die Festspielgemeinde, und herrlich mag es sein, beides, Theater und Wanderung miteinander zu verbinden. Einen schöneren Abschluß einer Tour oder einer Reise an den Vierwaldstättersee läßt sich kaum denken, als gegen Abend im schmucken Schwyz mit seinen althehrwürdigen Bauten einzutreffen, in der Festhütte „in Vaterlandes Gaus und Brause“ einen Umbiß zu nehmen und dann im mächtigen Zuschauerraum bei einfallender Dämmerung seinen Platz zu suchen und unter freiem Himmel die Ereignisse zu verfolgen, die Werden und Wachsen der Eidgenossenschaft noch einmal uns vor Augen führen.

Gutes Wetter gehört zu diesem Unternehmen, und wir haben so einen trügerischen Sommer. Nach meinen Erfahrungen ist das beste: man wagt's. Ganz schlimm wird's nicht kommen. Noch schlimmer aber wär's, so etwas Einmaliges versäumt zu haben. Wer wird noch dabei sein, wenn „700 Jahre Eidgenossenschaft“ gefeiert wird? Und wer weiß, wie es dann steht um das Schicksal der Welt und all ihrer Völker?

Am Nachmittag des 30. August ließ ich mich durch ein paar Regenwolken nicht abschrecken. Im Sihltal winkte schon blauer Himmel, und am Zugersee lachte er. Guten Ausichten führen wir entgegen; freilich, im Rücken drohte eine schwarze Wand.

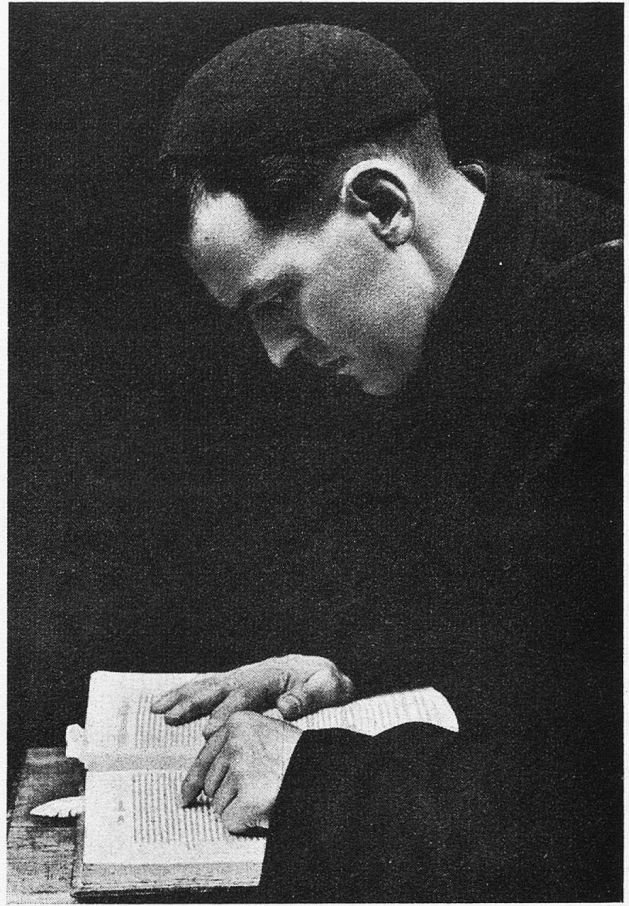
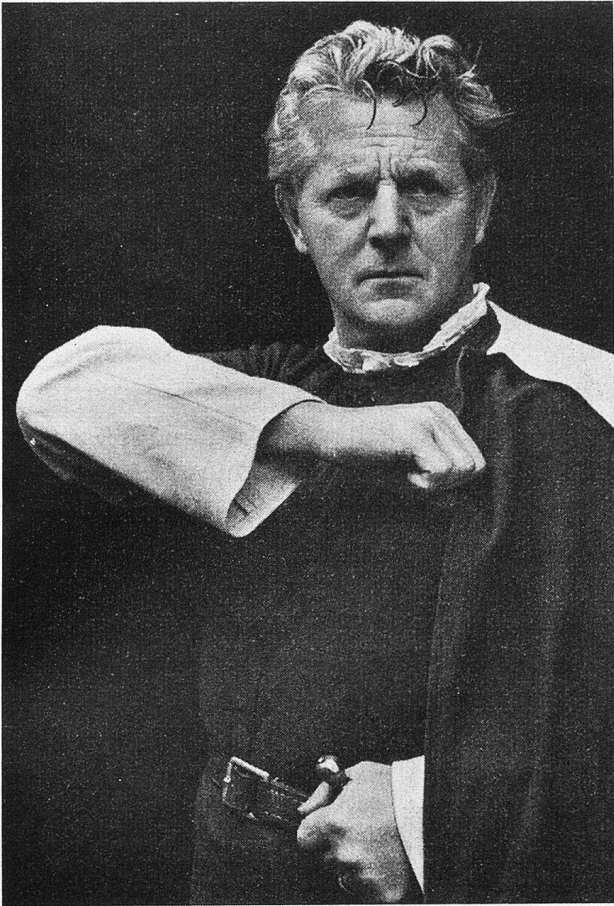
In Seewen begann die Völkertwanderung. Die Trambahn wurde im Sturme genommen, und dichte Scharen zogen zu Fuß bergan, den Mythen zu. Es fiel mir auf, wieviel junges Volk da beisammen war: Studenten in Mützen aller Farben, Burschen und Fuchse im Bollwicks, Fahnenträger mit wehenden Standarten, ehr-

würdige Pfarrer als „alte Herren“ dieser Verbindungen, Kapuziner mit Kutte, Bart und Gebetbuch, Männer im besten Alter, die unterm Rocke ihr farbiges Band hervorschimmern ließen, graue Gestalten, die das Leben hinter sich hatten, sich aber königlich freuten, wieder für ein paar flüchtige Stunden jung mit den Jungen zu sein und Erinnerungen aufzufrischen aus den längst entschwundenen Jahren, da sie noch am „Collegi“ oder an der Universität gewesen.

Ich erkundigte mich, was es für eine Bewandnis habe mit diesem farbig-festlichen Volk, und gleich erfuhr ich, daß ich in eine Jahrhundertfeier der katholischen Studierenden der ganzen Schweiz geraten war. Von den entlegensten Gauen der Heimat waren sie hergekommen, um den Zusammenschluß aller Verbindungen zu begehen, der vor just einem Säculum sich vollzogen. Bald hatte sich der Festzug formiert. Als er mit klingendem Spiel das Herz von Schwyz erreicht hatte, machte er kehrt und wandte sich dem Neubau des Bundesbrief-Archives zu. Hier auf der breiten Freitreppe stellten sich in malerischer Gruppierung die Vereine auf. Fahnen flatterten. Ein schlichtes Denkmal wurde enthüllt. Feu-rige Reden wurden gehalten, und mir kam zu Sinn: was für eine denkwürdige Begegnung: vor mir lachende Gegenwart und drinnen auf vergilbtes Pergament gebannt Zeugnisse längst versunkener Jahrhunderte.

So bot sich mir gute Gelegenheit, dem neuen Archiv einen Besuch abzustatten. Es ist die heilige Pflicht eines jeden Schweizers, hier einmal Einkehr zu halten. Diese Stätte gehört nicht nur dem Geschichtsbeflissenen. Hier ruhen die Dokumente, die unsere Eidgenossenschaft haben schmieden helfen; hier vor allem ist der Bundesbrief von 1291 aufbewahrt, der den Grundstein bildet zu unserm Staatswesen. Wir stehen an der Wiege unserer Heimat, und mit Ehrfurcht verweilen unsere Blicke auf den sorgfältig hingemalten Zeilen wie auf den Siegeln. Die lange Zeit ist nicht spurlos an ihnen vorübergegangen. Und doch, das Pergament hat standgehalten. Feierlich, ja großartig ist der Gedanke: in diesen Granitstein ist er gebettet, der Brief aller Briefe, das Heiligtum eines jeden Schweizers.

Man kommt nicht leicht von diesem Blocke



Zwei Figuren aus dem Bundesfeierpiel
Heinrich von Stanz, Landammann von Unterwalden

Der Pfarrerherr von Schwyz

fort. Wie ein Magnet zieht er alle Besucher an sich. In dichten Scharen umstehen, bewundern sie ihn. Jetzt ist es ein Einzelner, der sich ihm widmet, jetzt sind es zehn, jetzt hundert; jetzt bringt ein Gelehrter ein ganzes Trüpplein mit und erzählt ihm Wunderdinge von diesem Bogen Papier.

Er befindet sich in glänzender Gesellschaft. Denn drüben sind in die Wand die andern Schriftstücke eingelassen, die das Glied der so vielverheißend begonnenen Kette fortsetzen. An Hand der weiteren Briefe und Siegel schreitet man herauf durch die Jahrhunderte, sieht, wie die achtörtige und die dreizehnörtige Eidgenossenschaft entsteht. Jedes dieser Dokumente zu deuten und zu beschreiben hieße ein wesentliches Stück Schweizergeschichte aufrollen, die Beziehungen der Eidgenossen zu den Kaisern und Königen im Verlaufe kriegdräuender Zeiten, das Einvernehmen der Städte und Länder untereinander im engern Umkreis, die Versprechen gegen-

seitiger Hilfeleistung, wie die Erteilung besonderer Machtbefugnisse. Vom „Pfaffenbrief“ geht's über mannigfache Stationen zum „Stanserverkommenis“ (1481), Bilder aus dem Ranft werden wach, der Geist des seligen Bruder Klaus wird beschworen. Wer sich der Tragweite all der hier vereinigten Dokumente bewußt ist, dem wird die Stunde, die er in diesem Raume verbracht, bedeutungsvoll und unvergeßlich.

Ganz anderer Art sind die Fähnlein, Fahnen und Standarten, die an den übrigen Wänden ausgehängt werden. Das sind keine erstorbenen Buchstaben mehr, das sind Dokumente des Lebens, Zeugen einer kriegerischen und meist blutigen Vergangenheit. In manchem Hau sind sie dabeigewesen, bei Morgarten, Sempach, im alten Zürichkrieg, mit Zwingli in Kappel. Das älteste Fähnlein erzählt: „825 ward ich getragen gen Rom mit Hilff deren von Ury, Unterwalden und Hasle under Margraf Guida Pisterla, die haben Rom wider die Saracenen erret“. Mit am mei-

sten Beachtung, und mit Recht, findet das prächtige, rotseidene „Juliuspanner“, das Papst Julius II. im Jahre 1512 den Schwyzern schenkte. In der Mitte thront die Madonna mit dem Kinde, und goldene Strahlen gehen von ihr aus. Oben in der linken Ecke findet sich der Gekreuzigte mit den Leidenswerkzeugen und darüber das Schweißtuch der Veronika mit den päpstlichen Schlüsseln.

Was haben diese Stoffe alles aushalten müssen im Laufe der Jahrhunderte! Fast wie ein Wunder mutet es an, daß sie noch so gut erhalten sind. Ein wirkliches, in unsere Gegenwart herauf gerettetes Stück Vergangenheit stellen sie dar; nicht nur ein Hauch oder Schatten sind sie. Wenn sie erst reden könnten! Von wieviel Not und Drangsal berichteten sie, von wie manchem schönen Erfolg, und Genugtuung und Stolz könnte aus den Worten, aber auch Trauer und Enttäuschung. Die jüngsten dieser Fahnen sind bald 150 Jahre alt. Sie gehören der Helvetik an.

Gegenwart, moderne Architektur ist der Bau des Archivs. Man hat nicht leicht, sich mit ihm abzufinden. Die kahlen Wände, das ziemlich flache Dach, wie mit der Säge ringsum abgehauen, die Bogen, die in die Eingangshalle führen und das Gemälde über dem Haupteingang, wie ein riesiges Abziehbild auf die Wand geklebt, sie alle sprechen eine fremde Sprache. Gliedert sich dieses Haus harmonisch in die Stilart der Umgebung ein? Stellt man vollends das prächtige Rathaus mit seiner historischen Bemalung neben diese eigenwillige Erfindung eines Architekten, sagt sich doch mancher Betrachter: wie nüchtern, wie primitiv sind wir geworden! Und wenn die beiden Mythen, der kleine und der große, sich über diesen seltsamen Archivbau, den sie täglich vor Augen haben, unterhalten könnten — da möchte man gerne ihnen lauschen!

Das Studium der Bundesbriefe hat mich, ohne daß ich es ahnte, über einen toten Punkt des Nachmittags hinweggehoben. Denn während ich von Pergament zu Pergament, von Fahne zu Fahne vorrückte, ging draußen ein Platzregen nieder. Jetzt aber bricht die Sonne schon wieder durch die Wolken und trocknet die feuchten Wege auf.

Wird es so bleiben, wenn's Zeit wird fürs Bundespiel? Augenblicklich scheint alle Gefahr beschworen zu sein. Frei und unbehindert schweift der Blick Brunnen zu. Von der Höhe jenseits des Sees winkt der Seelisberg. Wuchtig und mächtig mit seinem Felsmassiv sitzt der Frohnalpstock da, und ein schöner, grüner Hang baut sich gegen Morschach auf. Dahinter müßten Axenstein und Axenfels liegen. Aber sie kommen nicht zum Vorschein. Zugleich wird mir bewußt, was für eine herrliche Lage der Flecken Schwyz besitzt. Vom großen Verkehr hat er sich zurückgezogen, zu Füßen der Mythen niedergelassen, gleichsam in ihrem Schutze, nach Süden geöffnet, der Sonne zu und allen warmen Winden.

In der Festhütte ist zahlreiches Volk zusammengeströmt. Man stärkt sich auf die kommenden Stunden. Rufe, frohe Laute erschallen; die Studenten geben den Ton an. Freudig empfängt das bunt bewimpelte Zelt sie alle. Man kennt die tausend bunten Fähnlein von der Landesausstellung her. Und sie verkünden: die ganze Heimat ist da, mit allen Dörfchen und Dörfern, Städtchen und Städten.

Es geht zu wie an einem eidgenössischen Sängerkfest. Herr und Knecht, Professor und Student, Kaufmann und Kunde, Zivilist und Soldat, ja Soldat und Offizier, geistliches und weltliches Volk, Klein und Groß, sie nehmen am selben Tische Platz und setzen sich zu kurzweiligem und einfachem Schmause. Der Eilige holt sich selber, was sein Herz begehrt.

Drei Ellen gute Bannerseide,
Ein Häuflein Volkess, ehrentwert,
Mit klarem Aug', im Sonntagskleide,
Ist alles, was mein Herz begehrt!
So end' ich mit der Morgenhelle
Der Sommernacht beschränkte Ruh'
Und wandre rasch dem frischen Quelle
Der vaterländ'schen Freuden zu.

So hat Gottfried Keller eine Festhüttenstimmung festgehalten, wie sie sich hier entwickelte.

Und langsam füllen sich schon die Reihen. Ein dichter Strom von Menschen ergießt sich in den idealen Zuschauerraum. Der Boden ist die sanfte Berglehne, wo die einfachen Holzbänke aufgeschlagen sind. Da gibt's keine Ränge und Logen. Von überall hat man gute Sicht. Der offene

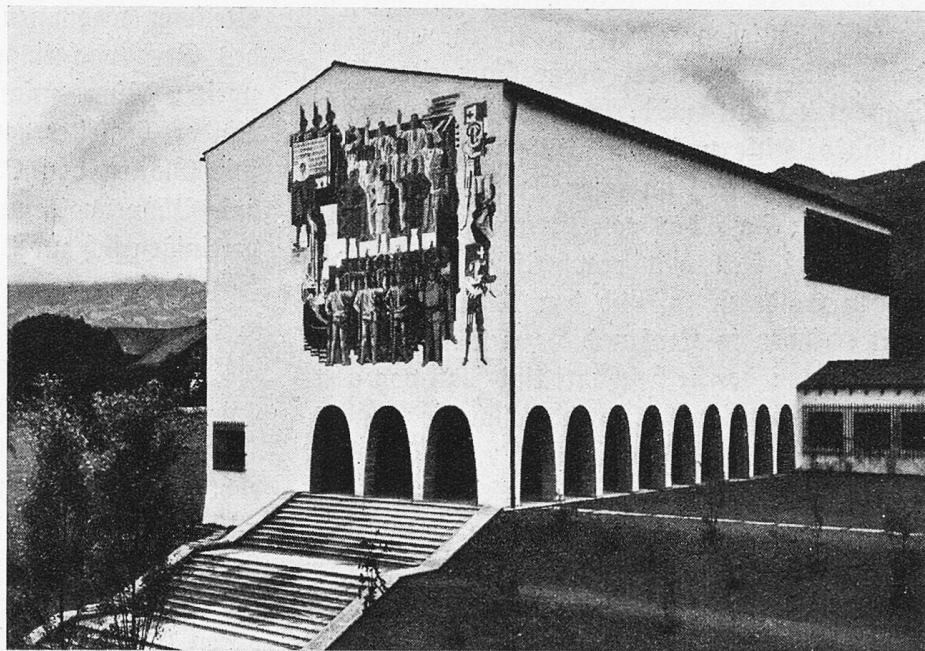
Himmel bildet das Dach. Wolken ziehen dahin. Eine schlichte, breit entwickelte Szene ist aufgebaut. Da braucht's keinen Vorhang, keinen Souffleurkasten und kein Orchesterpodium. Die eindrücklichste Szenerie hinter der langen, aufsteigenden Brücke, die das ganze Theater umrahmt, bilden die Berge um Brunnen, und statt der elektrischen Lampen ist die Sonne noch da, die vor dem Untergang ihre letzten Abendstrahlen über Matten und See versprüht.

Es wimmelt von Gästen. „Wer zählt die Böl-

sichtbarer Chor intoniert dazu das alte Vermahnlied mit der markigen Schlußstrophe:

Sind grüßt zum Stryt, wann kompt die zyt
und fürchtend tusend tüfel nüt,
bruchend nur euer schwert mit muot,
so Gott will, wird dann 's end schon guot.

Ohne Pause rücken wir auf in die Zeit der Burgunderkriege, in die hohe Zeit der Eidgenossen, da die großen Mächte und Nachbarn um ihre Gunst buhlen, da die unerschrockenen Heerhaufen Karl den Kühnen niedergeworfen



Das Bundesbriefarchiv
in Schwyz

fer, nennt die Namen?" Nur das Ausland, das sonst so gerne an den Vierländersee kam, ist ferngeblieben.

Fanfaren verkünden den Beginn des Spiels. Langsam füllt sich die „mächtige Stube“ mit Leuten aus der Gründerzeit der Eidgenossenschaft. Die Landammänner von Uri, Schwyz und Unterwalden sind dabei, die Siegelbewahrer der drei Stände, bekannte Figuren aus der Tellingeschichte, Frauen und Kinder. Um den Sinn und Wert der Bundesbriefe hebt ein edler Wettstreit an, von der harten Herrschaft der Bögte wird geklagt, bis die Kunde von Geflers Tod die Bedrückten aufatmen läßt und Tell, von allen laut umjubelt, selber erscheint und zum krönenden Abschluß dieses ersten Bildes dem Pfarrer von Schwyz den ersten Bundesbrief in die Feder diktiert. Feierlich wird er besiegelt und von den Männern der drei Länder beschworen. Ein un-

haben und die Sieger, beutebeladen, einem üppi- gen Leben verfielen. Unter sich selber sind sie un- eins geworden, was für neue Glieder sie in ihren Bund aufnehmen wollen, bis der große Einsied- ler von Ranft, Nikolaus von Flüe, unter die streitlustigen Männer tritt und den teuflischen Drachen der Zwiespalt bannt. „Machet den Zaun nit zu weit, damit ihr dester bas im Frieden, in Ruh und Einigkeit, und in der Freiheit der Vä- ter verbleiben möget! — Wahret euch vor Ent- zweigung und Eigennuß. Lasset und hasset den Krieg — doch so euch jemand überfallen wollte, dann streitet tapfer für eure Freiheit und euer Vaterland!“

Der dritte und letzte Teil des Spiels ist der Gegenwart gewidmet. Kriegsgeschrei gellt uns in die Ohren. Die drohende Not hat die Köpfe zu verwirren angefangen. Da erinnert sie der Pfar- rer von Schwyz an die unglückseligen Verhält-

nisse anno 1799, da die Entbehrungen noch ganz andere, grausamere waren: „Ganze Dörfer und Flecken lagen in Schutt und Trümmern!“ — Auch die Landesmutter redet ihnen mächtig ins Gewissen, und Tell, gleichsam auferstanden, jetzt Wachtmeister in einer Territorialkompagnie, erinnert die von Zweifeln zermürbten Soldaten an die Taten der Väter, die mit heldischen Anstrengungen auch einer drei- und zehnfachen Übermacht zu wiederholten Malen Meister geworden waren. Und einem ungeduldig stürmischen Soldaten, der im Streit der Völker nicht nur unparteiisch zusehen möchte, stellt ein Greis, in dessen Maske leicht der große Samariter Henri Dunant erkannt wird, eine neue, die schönste Aufgabe: Hilfe zu senden, Hilfe zu spenden, und zum weißen Kreuz im roten Feld gesellt sich — in weißem Feld das rote Kreuz. Noch einmal wendet sich Tell mit prophetischer Macht den jungen Soldaten zu, und den Kernspruch hämmert er ihnen in Kopf und Herz: Den schützt die Freiheit nur, der sie beschützt! Und jetzt, von göttlicher Berufung erfüllt, wendet sich die Landesmutter ans ganze Schweizervolk und erinnert es an die Ur-Sachen, „die uns Menschen zum Frieden, zur Ruhe, zu Nutz und Ehren gesetzt sind“ und an die großen Ahnen, „denen wir Frieden und Ruhe, Nutzen und Ehre verdanken“. So gewinnt der alte Schwur der Eidgenossen, den die Landesmutter ihrer Zeit und Gegenwart noch einmal mächtig einprägt, eine ungewöhnliche Bedeutung und Aktualität:

„Wir, die Landleute von Uri, Schwyz und Unterwalden, geloben und versprechen angesichts der Arglist der Zeit und zu besserem Schutz und Schirm, einander beizustehen mit Rat und Tat, mit Leib und Gut, mit gesamter Macht und Kraft, wider alle und jede, die uns Gewalt und Unrecht tun.

Einhellig versprechen und geloben wir einander, keine fremden Richter in unsern Tälern zu dulden.

Und niemand schädige den andern an Leib und Gut.

Wer Schuld auf sich geladen, leiste Genugtuung. Wenn aber zwischen Eidgenossen Streit entsteht, so sollen die Einsichtigen unter uns zusammentreten und ihn schlichten.

Unsere Bundesfazungen, zum Wohle aller geordnet, sollen mit Gottes Hilfe ewig dauern.

Geschehen im Jahre des Herrn eintausendzweihundert-und-einundneunzig, am ersten Tage des Augustmonats.“

Und alle werfen die Hände hoch zum Schwur: „Und beschworen von uns, am ersten Tage des Augustmonats, im Jahre des Herrn eintausendneunhundert-und-einundvierzig!“

Inzwischen hat ein Zug von faceltragenden Knaben und Mädchen auf den Laufftegen Stellung genommen und schließt sich innerhalb des Grenzwachtringes der Soldaten zu einem zweiten Ring zusammen. Jubelnd singen die Kinder, begleitet vom Orchester, ihr Heimatlied. Die Glocken von Schwyz fangen an zu läuten, und Bühnenvolk und das Heer der Zuschauer vereinigen sich zur Landeshymne: Rufft du, mein Vaterland.

Das Spiel ist zu Ende.

Die Scharen strömen in die Nacht auseinander. Von einer Welle der Begeisterung und Heimatfreude sind sie emporgehoben, und sie verebb't nicht und schwingt im Innersten noch lange mit. Zu oberst, auf der höchsten Spitze des großen Mythen, flammt ein rotes Kreuz auf, zum Zeichen, daß Berge und Menschen zusammengehen in der unverbrüchlichen Liebe zum angestammten Boden.

Einen Regiefehler hat mit hartnäckiger Tücke Gott Pluvius freilich verschuldet. Im zweiten Bilde, da die Burgunder aufzogen und Frauen und Männer einen farbenprächtigen Prunk der Kleider entfalteteten, da sie sich im Tanze drehten und ein gar übermütiges Leben anhoben, öffnete er seine Wolken Schleusen und ließ zu zweien Malen einen Plakregen auf Bühne und Zuschauer nieder, daß im Huiment Tausende von Schirmen aufgeklappt wurden. Unerbrochen aber, nach Art der alten Eidgenossen, setzten die Krieger und Abgesandten, die Damen in Samt und Seide das Spiel fort, daß keine Unterbrechung geschah. Und alsobald hörte auch das Trommeln auf die Schirme auf, und der dunkle Nachthimmel tat seine üblen Schleusen nicht mehr auf.

Was sagt der Mann aus dem Wolke zu unserm

Bundesfeierspiel? Der eine und andere, der in den hintern Reihen saß und stand, hätte weniger Worte gewünscht, da trotz trefflicher Sprechweise und Stimmfaltung der Agierenden manches im offenen Raume verloren ging. Die großen Dimensionen solcher Volksschauspiele, die mehr einer reichen Entfaltung von Bildern, von Leben und Bewegung rufen, schaffen Dichter und Regisseur eine gefährliche Klippe. Ob sie auch hier allen Gefahren siegreich standgehalten haben? Das mögen die ungezählten Scharen beantworten, die ihre Pilgerfahrt nach Schwyz unternahmen. Eines darf ohne Einschränkung gesagt wer-

den: Cäsar von Arx hat als Verfasser ein dankeswertes Werk von starkem vaterländischem Gehalt geleistet, und der Regisseur, Dr. Oskar Eberle, hat es mit Glanz und in festlichtriumphaler Aufmachung zur Darstellung gebracht.

Im Flecken Schwyz wimmelte es hernach von Scharen heimstrebender Leute. Zu Fuß und im kleinen Bähnchen, das solchen Anstürmen nicht ganz gewachsen war, fluteten sie nach Brunnen und Seewen.

Ich ließ mich im Dunkeln treiben und sagte mir beglückt: Das war wieder einmal ein köstlicher, ein vaterländischer Nachmittag!

Die Vertreibung der Vögte

Von Jeremias Gotthelf

In der letzten Nacht des Jahres 1307 schloßen in den drei Ländern wenige, ausgenommen die Verdächtigen, denen man nichts anvertraut hatte, und die Anhänger der Vögte, welche von dem Anschlag nichts ahnten.

Vor allem sollten in möglichster Stille die beiden Burgen in Unterwalden genommen werden; war dieses geschehen, sollte das ganze Volk sich erheben. Auf den Gipfeln der Berge, die von einem Land ins andere Land blicken, den hohen Warttürmen, die Gott selbst gebaut, waren in aller Stille große Holzhäuser aufgetürmt worden. Sobald der Anschlag in Unterwalden gelungen war, sollten die Flammen in wenigen Augenblicken die frohe Botschaft in die Länder bringen und das ganze Volk zum Aufbruch rufen. Das waren der Schweizer natürliche Signale, und sind es durch Jahrhunderte geblieben.

In aller Stille war der Roßberg genommen worden. Eine Magd in der Burg hatte einen Unterwaldner lieb; dieser konnte sie bewegen, daß sie ein Seil herabließ, an dem er hinaufkletterte. Ihm nach kamen in aller Stille noch zwanzig. Diese überfielen den Amtmann und seine Knechte, banden sie und harrten dann des Weiteren. Die Tore der Burg blieben verschlossen; Lärm hatte es keinen gegeben; was drinnen

vorgegangen war und wer drinnen Meister sei, wußte niemand außerhalb der Mauern.

So stieg Landenberg am frühen Morgen unbesorgt von seiner Burg herab, um in Sarnen die Messe zu besuchen; er ahnte nicht, daß er seinen Fuß nie wieder über ihre Schwelle setzen, aus ihr nichts forttragen werde als ein böses Gewissen und einen gebrandmarkten Namen. Er war wohlgenut; er hatte vernommen, Albrecht werde selbst kommen, die widerspenstigen Bergbauern zu Paaren zu treiben. Daß auf Geflers Tod von den Bauern gar nichts geschehen war, nahm er als Zeichen der Furcht. Jetzt begegneten ihm Männer, reicher als sonst mit allerlei Gaben beladen, was er wiederum für ein Streben hielt, ihre Unterwürfigkeit zu zeigen und seine Gunst wieder zu gewinnen. Er lobte sie und hieß sie hinauf nach der Burg gehen, wo ihnen das übliche Morgenbrot gegeben würde. So kam einer nach dem anderen allgemach hinauf; auf dem Söller warteten sie. Als endlich ihrer zwanzig oben waren, nahte sich einer dem Erker und stieß ins Horn. Dreißig Gefellen sprangen aus dem nahen Walde den zwanzig zu Hilfe, welche über die Besatzung hergefallen und das Tor besetzt hatten; doch geschah keinem der Söldner ein Leid. Die Tat geschah so rasch, daß niemand an